

Viertes Kapitel [Büffeljagd]

Indianer des oberen Missouri — Allgemeiner Charakter derselben — Büffel — Beschreibung derselben — Art, sie zu töten — Büffeljagd — Chardons Sprung — Verwundeter Büffel — Stier — Mackenzies außerordentliche Geschicklichkeit — Rückkehr von der Jagd

Die verschiedenen Indianerstämme, welche das Land am oberen Missouri bewohnen, haben unstreitig von allen auf dem Kontinent das hübscheste Aussehen und sind am besten ausgerüstet und am prächtigsten gekleidet. Sie leben in einem Lande, welches reich ist an Büffeln und wilden Pferden, die ihnen einen trefflichen und leicht zu erlangenden Lebensunterhalt gewähren. Die reine Atmosphäre gibt ihnen Gesundheit und langes Leben, und sie sind die unabhängigsten und gesundesten von allen Indianerstämmen, die ich gesehen habe. Sie befinden sich alle noch in dem Zustande ursprünglicher Wildheit und haben daher etwas Malerisches und Schönes, das sich kaum beschreiben lässt, und nichts kann einige ihrer Spiele und Unterhaltungen, ihre Tänze und festlichen Aufzüge an Grazie und Schönheit übertreffen. So weit ich in das Indianergebiet vorgedrungen bin, habe ich es bestätigt gefunden, dass diejenigen Indianer, welche noch am meisten im Naturzustande leben und am wenigsten von der zivilisierten Welt wissen, an ihrem Körper höchst reinlich, in ihrer Kleidung elegant und in ihrem Betragen höflich sind. Die Krähen- und Schwarzfußindianer stehen in dieser Beziehung wohl obenan, und wer sie nicht in ihrer Heimat gesehen hat, kann sich keinen Begriff davon machen, welcher Reichtum, wie viel Geschmack selbst in der Kleidung bei einigen dieser Indianer herrscht.

Jeder dieser Söhne des Waldes, oder vielmehr der Prärie, ist ein freier Mann; die Frauen sind seine Sklavinnen. Das einzige, was er seiner würdig hält, ist, sich mit Bogen, Köcher, Schild und Speer auf sein schnaubendes Ross zu schwingen oder ohne allen Schmuck, nur mit Bogen und Köcher, sich zu Pferde unter die fliehenden Büffelherden zu stürzen und von seinem selten fehlenden Bogen den tödlichen Pfeil zu versenden.

Die Büffelherden, welche in zahlloser Menge auf den schönen Prärien weiden, gewähren ihnen Überfluss an Fleisch, und sie ziehen dies so sehr allem anderen Fleische vor, dass die Hirsche, Elentiere und Antilopen in großen Rudeln in der größten Sicherheit in den Prärien herumstreifen, denn die Indianer töten sie gewöhnlich nur, wenn sie ihrer Häute zur Kleidung bedürfen. — Der Büffel, oder richtiger Bison, ist ein edles Tier, welches auf den weiten Prärien von der mexikanischen Grenze im Süden bis zur Hudsonbai im Norden herumschweift. Er ist etwas größer als der gemeine Stier; sein Fleisch, welches einen köstlichen Geschmack hat, einigermassen dem von fettem Rindfleisch ähnlich, gewährt dem Wilden eine gesunde und leicht zu erlangende Nahrung, von der er fast ausschließlich lebt. Die Häute, Hörner, Hufe und Knochen verwendet er zur Anfertigung von Kleidungsstücken, Schilden, Bogen usw. Der Büffelstier ist, wenn er zum Widerstande gereizt

wird, eines der wütendsten und am grimmigsten aussehenden Tiere. Die lange, zottige Mähne, welche Nacken und Schultern in großer Fülle bedeckt, hängt oft bis auf die Erde hinab. Die Büffelkuh ist kleiner und nicht so wütend, obgleich auch ihr Ansehen nicht weniger wild und furchtbar ist.

Die Weise, wie die Indianer den Büffel töten — er wird fast nur mit dem Pfeil und der Lanze, und zwar im vollen Jagen, erlegt —, bietet ein im höchsten Grade belebtes und anziehendes Schauspiel dar. Ich begleitete fast täglich die Indianer auf die Jagd und nahm oft selbst teil daran, noch öfter aber ritt ich nur nebenher, um die einzelnen Szenen genau zu studieren und sie dann auf die Leinwand zu übertragen. Ich will jetzt eine Jagd beschreiben, die Herr Mackenzie mit einer Anzahl seiner Leute ohne Indianer veranstaltete und an der ich teilnahm. Er hat innerhalb des Forts einen geräumigen Eiskeller, worin er das Büffelfleisch lange Zeit frisch aufbewahrt; geht der Vorrat zur Neige, so besteigt er sein Lieblingsbüffelpferd, nimmt eine leichte, kurze Flinte, die sich am bequemsten im vollen Jagen laden lässt, und geht mit fünf oder sechs seiner Leute nicht auf die Jagd, sondern „nach Fleisch“. So zogen wir denn auch eines Morgens aus, nämlich die Herren Mackenzie, Chardon, Baptist Defonde, Tullock, ich und noch einige andere, deren Namen ich nicht weiß. Vier oder fünf Mann erhielten noch den Befehl, uns mit ebenso vielen einspännigen Wagen zu folgen, um die erlegten Büffel nach Hause zu schaffen. Wir setzten über den Fluss und hatten einige englische Meilen im Galopp zurückgelegt, als wir von einem Hügel aus eine Büffelherde von 400 bis 500 Stück erblickten, die sich hier gewiss vollkommen sicher glaubte und von denen einige grasten, andere lagen und schliefen. Wir näherten uns ihnen etwa bis auf eine englische Meile, machten halt, und Herr Chardon „warf die Feder“, um zu sehen, woher der Wind komme; dann begann das „Auskleiden“, d. h. jeder entledigte sich und sein Pferd aller unnötigen Gegenstände, die bei der Jagd hinderlich sein konnten: Hüte, Röcke und Kugelsäcke wurden abgelegt, die Ärmel aufgestreift, ein Tuch um den Kopf, ein anderes um den Leib gebunden, die Patronen zurechtgemacht und in die Westentasche gesteckt oder ein halbes Dutzend Kugeln in den Mund genommen usw. Dies währte etwa zehn bis fünfzehn Minuten, und nachdem nun der Anführer den Jagdplan vorgelegt hatte, die Flinten geladen und die Ladestöcke in die Hand genommen waren, ritten wir alle in einer Front und im langsamen Schritt vorwärts. Die Pferde sind hier sämtlich auf diese Jagd eingeübt und scheinen mit demselben Enthusiasmus daran teilzunehmen wie ihre Reiter. Während des Auskleidens und Ladens zeigten sie die größte Ungeduld, und als wir uns der Herde näherten, schienen sie alle von der Jagdlust begeistert zu sein, denn selbst der trügste Gaul stolzierte mit elegantem Schritte einher, biss auf die Stange, spitzte die Ohren und richtete seine funkelnden Augen auf das Wild, während er unter dem Sattel seines Reiters zitterte. Auf diese Weise ritten wir vorsichtig und

schweigend weiter und waren den Büffeln bis auf etwa zehn oder fünfzehn Ruten nahe gekommen, als sie uns erblickten, kehrtmachten und in Massen davonliefen. Nun ging es vorwärts, und dahin flogen wir über die Prärie, in eine Wolke von Staub gehüllt. Mackenzie war der vorderste und verschwand bald im Staube. Ich hatte einen großen Stier entdeckt, dessen Schultern über die ganze Herde hervorragten, und drängte mich durch, um an seine Seite zu kommen. Ich ging nicht nach „Fleisch“, sondern nach einem „Siegeszeichen“; ich wollte seinen Kopf und seine Hörner. Ich jagte durch die über die Ebene hinstürmende Herde, von allen Seiten gedrängt, gestoßen, so dass ich oft nicht wusste, ob ich auf einem Büffel oder auf meinem Pferde saß, bis ich endlich an die Seite meines Stiers gelangte und ihm einen Schuss beibrachte. Ich sah den Blitz von mehreren Flinten, hörte aber keinen Knall. Chardon hatte einen stattlichen Stier verwundet und wollte eben zum zweiten Male schießen; beide waren, ebenso wie wir, in vollem Rennen und dicht vor mir, als der Stier sich plötzlich umwandte und das Pferd auf die Hörner nahm, so dass Chardon einen Froschsprung über den Büffel weg machte und fast unter den Hufen meines Pferdes zu Boden fiel. Ich ritt so schnell als möglich zu ihm zurück; er lag noch am Boden, der Büffel neben ihm, mit den Beinen nach oben, und quer über demselben das Pferd. Ich stieg sogleich ab; indes hob sich Chardon auf den Händen empor, Augen und Mund voll Staub, und suchte seine Flinte, die an dreißig Schritte weit von ihm lag. „Um Himmels willen, seid Ihr verletzt, Chardon?“ — „Nein — nein, ich glaube nicht. Oh, das bedeutet nichts, Herr Catlin, das ist nichts Neues — aber das ist hier ein verdammt harter Boden.“ Bei diesen Worten wurde der arme Mensch ohnmächtig, erhob sich jedoch in wenigen Augenblicken wieder, nahm seine Flinte und ergriff sein Pferd beim Zügel, das mit Gestöhn aufstand, den Staub abschüttelte — und wir waren alle wieder auf dem Platze, mit Ausnahme des Stieres, der das traurigste Schicksal hatte.

Ich sah mich nun nach der fliehenden Herde und unseren Gefährten um, allein von beiden war nichts zu sehen als die Staubwolke, die sie hinter sich gelassen hatten. Dagegen erblickte ich in geringer Entfernung zur Rechten meinen großen Stier, der sich auf drei Beinen so schnell als möglich von diesem gefährlichen Boden zu entfernen suchte. Ich galoppierte auf ihn los, und sogleich kehrte er sich kampffertig gegen mich; er schien sehr gut zu wissen, dass er mir nicht entgehen könne, und wollte daher sein Leben so teuer als möglich verkaufen. Ich fand, dass mein Schuss ihn etwas zu weit nach vorn getroffen, eine Schulter zerschmetterte hatte und in der Brust stecken geblieben war; bei seiner großen Masse war es ihm daher unmöglich, auf mich loszuspringen. Ich näherte mich ihm daher bis auf wenige Schritte, nahm mein Skizzenbuch heraus, legte meine Flinte quer über den Sattel und begann ihn zu zeichnen, indem ich es dem Scharfsinn meines Pferdes überließ, mich außer dem Bereich der Gefahr zu halten. Er stand ganz

still, während aus seinen Augen die größte Wut blickte. Ich ritt rund um ihn herum und zeichnete ihn in verschiedenen Stellungen; einmal legte er sich nieder, und ich zeichnete ihn in dieser Lage; dann warf ich meine Mütze nach ihm, worauf er sich wieder erhob und wieder gezeichnet wurde. Auf diese Weise erhielt ich einige unschätzbare Skizzen dieses wutblickenden Untieres, welches gewiss nicht ahnte, dass es porträtiert wurde.

Niemand kann sich einen Begriff machen von dem Blick eines solchen Tieres; ich fordere die ganze Welt auf, mir ein anderes Tier zu nennen, das einen so entsetzlichen Blick hat wie ein großer Büffelstier, der verwundet ist und sich vor Wut aufschwellend, zum Kampfe umwendet — seine Augen sind blutrot, seine lange zottige Mähne hängt bis auf den Boden — das Maul steht offen, und er stößt Ströme von Dampf und Blut aus Maul und Nase aus, wenn er sich bückt, um auf seinen Angreifer loszuspringen.

Während ich ruhig zeichnete, kamen Mackenzie und seine Gefährten, ihre erschöpften Rosse am Zügel führend, von der Jagd zurück, und hinter uns vier oder fünf Wagen, um das Fleisch nach Hause zu schaffen. Alle versammelten sich um mich und meinen Stier, den ich durch einen Schuss in den Kopf tötete. Wir setzten uns auf die Erde, jeder zündete seine Pfeife an und erzählte seine Heldentaten. Ich selbst wurde herzlich ausgelacht, weil ich, als Neuling, einen alten Stier getötet hatte, dessen Fleisch ungenießbar ist. Ich ritt mit Mackenzie zurück, der mir fünf Kühe zeigte, die fettesten und schönsten der Herde, welche er erlegt hatte, und zwar auf einer Strecke von einer englischen Meile; alle wurden im gestreckten Galopp getötet, und jeder Schuss ging gerade durchs Herz. In der kurzen Zeit, die erforderlich ist, um eine englische Meile im Galopp zurückzulegen, hatte er fünfmal geschossen, viermal geladen, die Tiere ausgewählt und mit jedem Schusse getötet! Außerdem waren noch sechs Tiere erlegt worden. Es wurden nunmehr die besten Teile derselben abgeschnitten, auf die Wagen und Packpferde geladen und das übrige den Wölfen preisgegeben.

So leben die weißen Männer in diesem Lande, auf diese Weise verschaffen sie sich ihren Lebensunterhalt, und dies ist eine von ihren Vergnügungen, wobei man Gefahr läuft, sich alle Rippen zu zerbrechen und hinterher noch wegen seiner Torheit und Unklugheit verspottet zu werden.

Sechstes Kapitel [„Medizin“]

Medizin oder Geheimnisse — Medizinbeutel — Ursprung des Wortes „Medizin“ — Die Weise, den Medizinbeutel zu machen — Wert des Medizinbeutels für den Indianer und die zu seiner
 5 *Anfertigung nötigen Gegenstände — Ein Doktor oder Medizinmann der Schwarzfüße; seine Heilmethode —*
 10 *Verschiedene Ämter und Wichtigkeit des Medizinmannes*

Das Wort „Medizin“, welches „Geheimnis“ bedeutet, spielt eine große Rolle bei den
 10 Indianern. Die Pelzhändler in diesem Lande sind fast sämtlich Franzosen und nennen natürlich einen Arzt „medecin“. Das Indianerland ist aber
 15 voll von Ärzten, und da sie sämtlich Zauberer und in viele Geheimnisse eingeweiht sind oder dies wenigstens behaupten, so ist das Wort „Medizin“
 20 auf alle geheimnisvollen oder unerklärlichen Dinge angewendet worden. Die Engländer und Amerikaner, welche diese Gegenden ebenfalls besuchen und dort Handel treiben, haben das
 25 Wort mit einer kleinen Veränderung, aber in derselben Bedeutung, angenommen; sie nennen jene Personen „Medizinmänner“, welche etwas mehr umfasst als Doktor oder Arzt. Die Ärzte aber
 30 sind alle Medizinmänner, da man glaubt, dass sie sämtlich bei der Ausübung ihrer Kunst sich mehr oder weniger mit Geheimnissen oder Zauberei befassen.

Dennoch war es notwendig, dem Worte eine noch umfassendere Bedeutung zu geben, da es
 30 sowohl unter den Indianern als auch unter den jene Gegenden besuchenden Weißen Personen gab, die in den Geheimnissen bewandert waren, ohne von der Anwendung von Arzneien etwas zu
 35 verstehen; alle diese werden jetzt mit dem umfassenden Namen „Medizinmänner“ bezeichnet. So erschien ich diesem
 40 abergläubischen Volke als ein Medizinmann ersten Ranges, weil die Malerei ihnen etwas Unbekanntes und Unerklärliches war und daher
 45 von ihnen die „größte Medizin“ genannt wurde. Meine mit Perkussionsschlössern¹ versehenen Flinten und Pistolen waren große Medizin, und kein Indianer konnte dazu bewogen werden, sie
 50 abzufeuern, denn, so sagten sie, sie wollten nichts mit des weißen Mannes Medizin zu tun haben.

Die Indianer bedienen sich jedoch nicht des Wortes „Medizin“, sondern jeder Stamm hat ein
 50 eigenes Wort dafür, welches gleichbedeutend ist mit „Geheimnis“ oder „Geheimnismann“. Der Medizinbeutel ist daher der „Geheimnisbeutel“, und man muss seine Bedeutung und Wichtigkeit kennen, da er gewissermaßen der Schlüssel zu dem Leben und dem Charakter der Indianer ist.
 55 Diese Beutel werden aus Häuten von Säugetieren, Vögeln oder Amphibien gemacht und nach dem Geschmack oder der Laune des Verfertigers auf die mannigfaltigste Weise verziert oder aufbewahrt. Sie werden gewöhnlich an
 60 einem Teil der Kleidung des Indianers befestigt oder in der Hand getragen und sind oft so verziert, dass sie seiner Person zum Schmuck dienen. Sie werden stets mit Gras, Moos oder ähnlichen Dingen ausgestopft und enthalten gewöhnlich gar
 65 keine Arzneien, da sie gewissenhaft verschlossen

und versiegelt und selten oder nie geöffnet werden. Jeder Indianer im Naturzustande hat seinen Medizinbeutel in irgendeiner Form, dem er die größte Verehrung beweist und von dem er
 70 sein ganzes Leben hindurch Sicherheit und Schutz erwartet; man möchte dies in der Tat eine Art Götzendienst nennen, denn zuweilen scheint er ihn wirklich anzubeten. Oft werden, als Medizin für einen Mann, Feste veranstaltet und Hunde und
 75 Pferde geopfert; auch unterwirft der Indianer sich tage-, ja wochenlang strengen Fasten- und Bußübungen verschiedener Art, um seine Medizin zu besänftigen, wenn er glaubt, sie beleidigt zu haben.

80 Längs der Grenze, wo die weißen Männer über diesen albernen und nutzlosen Gebrauch lachen, ist er größtenteils abgeschafft; aber in den Gegenden am oberen Missouri besteht er noch in voller Kraft, und jeder männliche Indianer trägt
 85 seinen übernatürlichen Zauber oder Beschützer bei sich, auf den er blickt, wenn er sich im Gefecht oder in anderer Gefahr befindet; in solchen Fällen keinen Medizinbeutel bei sich zu haben, wird für eine üble Vorbedeutung gehalten. Dieser
 90 sonderbare und wichtige Artikel wird auf folgende Weise bereitet: Wenn ein Knabe vierzehn oder fünfzehn Jahre alt ist, so verlässt er auf zwei, drei, vier oder fünf Tage das Zelt seines Vaters, um
 95 „seine Medizin zu machen“. Er legt sich dann an einem entfernten, einsamen Orte auf die Erde, ruft den Großen Geist an und fastet während dieser ganzen Zeit. Schläft er in dieser Zeit der
 100 Enthaltbarkeit und Gefahr ein, so wird das erste Tier, von dem er träumt oder vielleicht geträumt zu haben vorgibt, als dasjenige betrachtet, welches der Große Geist zu seinem
 105 geheimnisvollen Beschützer für das ganze Leben bestimmt hat. Er kehrt sodann in seines Vaters Zelt zurück, erzählt seinen Erfolg, und nachdem er seinen Durst und Hunger gestillt, begibt er sich mit Waffen oder Fallen hinweg, bis er das ihm
 110 bestimmte Tier erlegt hat, dessen Haut er ganz aufbewahrt, sie nach Gefallen verziert und als „Glück bringend“, wie er sagt, lebenslänglich bei sich trägt; sie verleiht ihm Stärke im Kampfe und wird bei seinem Tode mit ihm beerdigt als sein
 115 schützender Genius, der ihn sicher in die schönen Jagdgebiete leitet, die in der anderen Welt seiner warten.

120 Der Medizinbeutel ist dem Indianer um keinen Preis feil; wer ihn verkaufte oder weggäbe, würde in seinem Stamme mit ewiger Schande gebrandmarkt werden; auch lässt der Aberglaube des Indianers dies schon nicht zu, da er ihn als
 125 Geschenk des Großen Geistes betrachtet. Verliert der Indianer den Medizinbeutel im Gefecht, so ist die Schande, und wenn er noch so tapfer für sein Land kämpft, kaum weniger groß, als wenn er ihn verkauft oder verschenkt hätte. Der Feind, welcher ihn erbeutet, zeigt ihn seinem Volke als
 130 Siegeszeichen, während der, welcher ihn verloren hat, die Achtung, welche anderen jungen Männern seines Stammes gezollt wird, verliert und den Beinamen „ein Mann ohne Medizin“ oder „der, welcher seine Medizin verloren“, erhält, bis es ihm gelingt, den Verlust zu ersetzen. Dies kann jedoch nur geschehen, wenn er im Kampfe einem

¹ Perkussionsschloss: chemischer Zündungsmechanismus für Handfeuerwaffen

von seiner Hand erlegten Feinde den Medizinbeutel abnimmt. Ist dies geschehen, so hat er die Achtung seines Stammes wieder gewonnen, ja er steht sogar noch höher in derselben, denn ein solcher Beutel wird die „beste Medizin“ oder „ehrvolle Medizin“ genannt.

Es ist ein sonderbarer Umstand, dass ein Indianer nur einmal im Leben seine Medizin selbst machen, sie aber durch die Medizin seines Feindes ersetzen kann. Beide Bestimmungen sind ein wichtiger Beweggrund für ihn, im Gefechte tapfer zu streiten: die erste, um seine Medizin zu schützen und zu bewahren, die zweite, damit er, falls er das Unglück hat, sie zu verlieren, sie ersetzen und seinen Ruf wiedererlangen möge.

Ich konnte auf meinen Wanderungen niemals, selbst nicht für die höchsten Preise, einen Medizinbeutel von einem Indianer kaufen, und selbst an der Grenze, wo sie dem Gebrauche desselben entsagt haben, kann ein weißer Mann wohl den Indianer bewegen, seinen Medizinbeutel abzulegen, aber nicht, ihn zu verkaufen. Der Indianer wird ihn, dem weißen Manne zu Gefallen und um ihn vor unheiliger Berührung zu schützen, vergraben, aber er wird stets in der Nähe dieses Ortes herumstreifen und sein ganzes Leben hindurch denselben zu gewissen Zeiten besuchen und ihm seine Verehrung beweisen.

Diese wunderlichen Anhänge an der Kleidung eines Indianers werden aus den Häuten der verschiedensten Tiere gemacht, wie Otter, Biber, Bisamratte, Wiesel, Waschbär, Iltis, Fledermaus, Maulwurf, Maus, Schlange, Frosch, Kröte, Habicht, Adler, Elster, Sperling usw.; zuweilen wird sogar die Haut eines Wolfes dazu genommen, während in anderen Fällen das Tier so klein ist, dass er sich unter der Kleidung verbirgt.

Alle Stämme haben ihre Ärzte, die auch Medizinmänner, und zwar die angesehensten sind. Sie werden ordentlich aufgefordert, den Kranken Arznei zu verordnen, wofür man sie bezahlt; manche von ihnen erlangen große Geschicklichkeit in ihrem Fache und eine bedeutende Berühmtheit unter ihrem Volke. Zuerst ordnen sie Wurzeln und Kräuter, von denen sie eine Menge verschiedener Spezies haben, und wenn diese nichts helfen, so schreiten sie zur Anwendung ihres letzten Mittels, nämlich der „Medizin“ oder des Geheimnisses. Wenn sie zu diesem Zwecke dem Kranken den letzten Besuch abstatten, so ziehen sie einen auf die wunderlichste Weise zusammengesetzten Anzug an, tanzen über dem Kranken, schütteln ihre schrecklichen Rasseln und singen Zaubergesänge, in der Hoffnung, den Leidenden durch Zauberei zu heilen. Es kommen allerdings Fälle vor, dass der Kranke während der Anwendung dieser albernsten Mittel sich wieder erholt, dann sieht man den scharfsinnigen Sohn des indianischen Äskulap¹ mehrere Tage auf dem Dache eines Wigwam stehen, wie er der gaffenden Menge ohne allzugroße Bescheidenheit kundtut, welche erstaunliche

65 Geschicklichkeit er in seiner Kunst erworben und wie seine „Medizin“ durchaus unfehlbar sei. Stirbt dagegen der Kranke, so wechselt der Arzt seine Kleider, vermischt seine Klagen mit denen der Leidtragenden und versichert, es sei der Wille des Großen Geistes gewesen, dass der Kranke sterbe, weshalb seine schwachen Bemühungen, als man ihn gerufen, nicht hätten wirken können; dies genügt dem unwissenden und abergläubischen Volke, und der Ruf und Einfluss des Arztes bleibt ungeschwächt.

Ich hatte Gelegenheit, einer solchen Anwendung der „Medizin“ beizuwohnen, als bei dem Fort ein Schwarzfußhäuptling von einem Knistineaux-Indianer erschossen worden war; es geschah dies auf folgende Weise:

Es hatten sich mehrere hundert Zuschauer, Indianer und Pelzhändler um den sterbenden Häuptling versammelt; als es hieß, der Medizinmann komme, mussten die Anwesenden um den Verwundeten einen Kreis von 30 bis 40 Fuß Durchmesser bilden für die wunderbaren Operationen des Doktors, und zugleich wurde ihm so viel Platz gemacht, dass er durch die Menge hindurchgehen konnte, ohne jemand zu berühren.

Als dies geschehen war, erschien der Medizinmann mit langsamem und vorsichtigem Schritt in dem Kreise, wo die tiefste Stille herrschte und man nur das leise und zufällige Tönen der Rasseln an seiner Kleidung hörte. Sein Kopf und Körper waren ganz mit der Haut eines gelben Bären bedeckt, dessen Kopf ihm als Maske diente und dessen Klauen ihm auf die Handgelenke und die Knöchel herabreichten; mit der einen Hand schüttelte er die furchtbare Rassel, und in der anderen schwang er seine Medizinlanze oder den Zauberstab. Die Misstöne der Rassel begleitete er mit den Sprüngen und dem Geschrei der Indianer und dem abscheulichen und schreckenerregenden Gurren, Knurren und Brummen des wütenden Bären, während er in plötzlich herausgestoßenen Kehltönen Zaubersprüche an die guten und bösen Geister richtete und um den im Todeskampfe liegenden Mann herumtanzte, über ihn hinwegsprang, ihn mit den Füßen stieß und ihn nach allen Richtungen herumzerterte.

Dies währte etwa eine halbe Stunde, bis der Verwundete starb, worauf der Medizinmann sich tanzend entfernte und alles, was zu seiner Amtskleidung gehörte, sorgfältig verpackte, um es den profanen² Augen zu entziehen.

Dieser Anzug ist das wunderlichste Gemisch von Gegenständen des Tier- und Pflanzenreichs. An der Haut des gelben Bären (welcher hier selten vorkommt, daher als eine Ausnahme von der regelmäßigen Ordnung der Natur und folglich als große Medizin betrachtet wird) sind Häute von mancherlei Tieren befestigt, die ebenfalls Anomalien oder Missbildungen und daher Medizin sind; ferner Häute von Schlangen, Fröschen und Fledermäusen, Schnäbel, Zehen und Schwänze von Vögeln, Hufe von Hirschen, Ziegen und Antilopen — mit einem Worte: etwas von allem,

¹ Äskulap: von dem lateinischen Aesculapius für den griechischen Gott der Heilkunst, Asklepios

² profan (lat.): weltlich; alltäglich

was in diesem Teile der Welt schwimmt, fliegt oder läuft.

Diese Männer, welche, wie bereits gesagt, in ihrem Stamme als Würdenträger betrachtet werden, stehen in der höchsten Achtung, jedoch nicht sowohl wegen ihrer Kenntnisse in ihrer Materia medica als vielmehr wegen ihrer Geschicklichkeit in der Zauberei und den Geheimnissen. Sie fehlen keinem Stamme, und überall sind die Ärzte zugleich Beschwörer, Zauberer, Wahrsager und man möchte sagen auch Oberpriester, da sie alle religiösen Zeremonien beaufsichtigen und leiten. Man betrachtet sie überall als Orakel, sie nehmen an allen Beratungen über Krieg und Frieden teil, und es wird keine öffentliche Handlung unternommen, ohne erst ihre Meinung einzuholen, auf welche stets das größte Gewicht gelegt wird.

20 Achtzehntes Kapitel

Das Tanzen der Indianer — Der Büffeltanz — Entdeckung von Büffeln — Vorbereitungen zur Jagd — Aufbruch — Eine Täuschung — Tote und Skalpierte

Die Mandaner führen, gleich allen anderen Stämmen, ein müßiges Leben und verbringen daher den größten Teil ihrer Zeit mit Belustigungen und Vergnügungen, woran sie sehr reich sind. Unter diesen Zeitvertreibern nehmen die Tänze die erste Stelle ein; es gibt sehr viele, wie der Büffeltanz (boasting dance), der Bettlertanz, der Skalptanz und ein Dutzend anderer Tänze, deren jeder seinen eigentümlichen Charakter, seine Bedeutung und seinen Zweck hat.

Diese Belustigungen haben etwas ungemein Groteskes und erscheinen dem Reisenden, der weder ihre Bedeutung noch ihre Wichtigkeit kennt, als ein rohes Gemisch von Hüpfen, Sprüngen, Jauchzen und misstönenden Kehllauten; aber wenn man sie aufmerksam betrachtet und wenn man so glücklich gewesen ist, in ihre geheime Bedeutung eingeweiht zu werden, so gewinnen sie ein hohes Interesse. Jeder Tanz hat seine eigentümliche Fußbewegung und jede derselben ihre eigene Bedeutung; jeder Tanz hat auch seinen eigenen Gesang, der so oft verwickelt und geheimnisvoll ist, dass unter zehn jungen Leuten, welche an dem Tanze und Gesange teilnehmen, häufig nicht einer die Bedeutung des letzteren kennt. Nur den Medizinmännern ist es gestattet, den Gesang zu verstehen; aber auch sie werden gewöhnlich nur gegen einen guten Ehrensold in diese Geheimnisse eingeweiht, welche großen Fleiß und ein Studium erfordern. Es gibt unleugbar einen bestimmten Gesang und Ausdruck für jeden Tanz, denn die Gesänge sind vollkommen abgemessen und werden in genauem Takte mit dem Trommelschlage, und zwar immer mit einer gleichförmigen und unveränderlichen Reihe von Tönen und Ausdrücken, abgesungen, die deutlich gewisse Gefühle andeuten, welche durch die Stimme ausgedrückt werden, wenn auch zuweilen in keiner bekannten Sprache. Sie haben noch andere Tänze und Gesänge, die nicht so geheimnisvoll sind und von jedermann gesungen und verstanden werden, da man sie in der

Nationalsprache singt; es ist viel Poesie in ihnen, und sie sind vollkommen metrisch, aber nicht gereimt.

Einer dieser Tänze ist der Büffeltanz, dessen Lärm mich mehrere Tage hindurch betäubt hat und den ich jetzt beschreiben will.

Die Büffel sind bekanntlich herumschweifende Tiere, die sich zuweilen in großer Menge versammeln und von Osten nach Westen oder von Norden nach Süden wandern, so dass es den Mandanern oft plötzlich an Nahrungsmitteln fehlt, und da sie ein schwacher Stamm sind und sich nicht gern weit von zu Hause entfernen, um nicht mit ihren mächtigeren Feinden zusammenzutreffen, so sind sie zuweilen fast dem Hungertod nahe. Bei einer solchen Gelegenheit bringt ein jeder seine Maske — eine Büffelhaut mit den Hörnern -, die er für solche Fälle in Bereitschaft halten muss, aus seiner Hütte hervor, und der Büffeltanz beginnt, damit, wie sie sagen, „die Büffel kommen“. Dieser Tanz hat nämlich den Zweck, die Büffel zu bewegen, die Richtung ihrer Wanderung zu ändern und sich nach dem Dorfe der Mandaner zu wenden und auf den schönen Hügeln in der Nähe zu grasen, damit sie dieselben schießen und zur Befriedigung ihres Hungers kochen können. Den größten Teil des Jahres hindurch können die jungen Krieger und Jäger, wenn sie sich eine oder zwei englische Meilen von dem Dorfe entfernen, Büffel in Menge erlegen, und man sieht zuweilen große Herden dieser Tiere im Angesicht des Dorfes grasen. Zu anderen Zeiten dagegen streifen die jungen Männer so weit umher, als es sich mit Sicherheit tun lässt, ohne dass sie Wild antreffen. Diese traurige Nachricht wird den Häuptlingen und Medizinmännern mitgeteilt, die dann in feierlicher Versammlung über die zweckmäßigsten Maßregeln beraten, bis sie endlich übereinkommen, das alte und einzig wirksame Mittel, welches „niemals fehlgeschlagen hat“, anzuwenden.

Der Häuptling lässt dies sodann durch seine Boten oder Ausrufer im Dorfe bekannt machen — und in wenigen Minuten beginnt der Tanz auf dem öffentlichen Platze in der Mitte des Dorfes vor der großen Medizinhütte. Etwa zehn oder fünfzehn Mandaner tanzen zu gleicher Zeit, wobei jeder die Kopfhaut eines Büffels mit den Hörnern auf dem Kopfe und seinen Lieblingsbogen oder Lanze, womit er den Büffel zu töten pflegt, in der Hand trägt.

Ich sagte oben, dass dieser Tanz stets den gewünschten Erfolg habe; allein dies kann auch nicht anders sein, denn er wird Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt, bis „die Büffel kommen“, und hat zuweilen schon drei Wochen gewährt. Der Lärm der Trommeln und Rasseln, der Gesang und das Jauchzen erschallen unaufhörlich, und die Zuschauer mit Masken und Waffen stehen bereit, um diejenigen zu ersetzen, welche vor Ermüdung aus dem Kreise treten.

Während dieser allgemeinen Aufregung stehen Wachen auf den benachbarten Hügeln, die, sobald sie Büffel erblicken, ihre Büffelmäntel in die Luft werfen, ein Zeichen, das sogleich von dem ganzen Stamme verstanden wird. Bei dieser

erfreulichen Kunde wird dem Großen Geist, ganz besonders aber dem Mediziner und den Tänzern, welche die unmittelbare Ursache dieses glücklichen Ereignisses sind, lauter Dank
 5 dargebracht. Es werden sodann schnell die Anstalten zur Jagd getroffen und nach der Rückkehr von derselben die besten Stücke der erlegten Tiere dem Großen Geist geopfert, worauf ein tüchtiges Mahl gehalten wird.

10 Ich habe bereits erwähnt, dass jeder Mann im Dorfe der Mandaner verpflichtet ist, eine Büffelmaske zu besitzen, die an dem Pfosten am Kopfende seines Bettes hängt und sogleich aufgesetzt wird, wenn der Häuptling den
 15 Büffeltanz befiehlt. Die Maske wird auf den Kopf gesetzt, und es befindet sich gewöhnlich daran ein Hautstreifen von der ganzen Länge des Tieres mit dem Schwanz, welcher über den Rücken des Tanzenden herabhängt und auf der Erde
 20 nachschleppt. Ist ein Tänzer ermüdet, so neigt er den Körper vorwärts gegen den Boden, ein anderer schießt mit einem stumpfen Pfeil nach ihm, worauf er zu Boden fällt wie ein Büffel, die Umstehenden springen sogleich hinzu, schleppen
 25 ihn bei den Füßen aus dem Kreise, ziehen ihre Messer, und nachdem sie alle Bewegungen wie beim Abziehen und Zerschneiden des erlegten Büffels vorgenommen haben, lassen sie ihn liegen, und seine Stelle wird sofort von einem
 30 anderen eingenommen. Auf diese Weise kann der Tanz mit Leichtigkeit Tag und Nacht fortgesetzt werden, bis er den gewünschten Erfolg hat und „die Büffel kommen“. Der Tag, an welchem
 35 frühmorgens der mehrtägige Tanz, dem ich beiwohnte, endlich durch das erwähnte Zeichen geschlossen wurde und daher mit Freude und Dank gegen den Großen Geist begann, endete mit einem Unglücksfall, der das ganze Dorf in
 40 Mangel und der Not. Nachdem nämlich der Tanz drei bis vier Tage gewährt hatte, wurde von einem benachbarten Hügel das Zeichen gegeben, dass man eine Büffelherde, jedoch in ziemlicher Entfernung, sehe; sogleich hörte der Tanz auf;
 45 und statt des unangenehmen Schlagens der Trommel und des Geschreis der Tänzer hörte man überall das Stampfen der Rosse — die jungen Männer warfen ihre Kleider ab, ergriffen eine Handvoll Pfeile aus ihrem Köcher, warfen
 50 noch einen Blick auf ihre Geliebten und schlangen sich auf ihre Pferde. In wenigen Minuten war alles voll Leben und Bewegung — die Bogensehnen schwirrten, die Lanzen wurden in die Erde gestoßen, um sie zu polieren — jedes
 55 Gesicht und jedes Auge strahlte von Freude und Heiterkeit — die Pferde stampften wiehern vor Ungeduld den Boden, und als der Dolmetscher der Pelzkompanie, Louis Frénié, mit seiner Flinte in der Hand und dem Pulverhorn an der Seite,
 60 Kopf und Leib mit einem Tucho umwunden, die Hemdärmel bis zu den Schultern aufgestreift, durch das Dorf galoppierte und das Jagdgeschrei ausstieß, welches sogleich durch das ganze Dorf wiederholt wurde, da folgte ihm die jagdlustige
 65 Jugend, und in gestrecktem Galopp ging es auf die benachbarten Hügel zu.

In dem Dorfe, wo man noch soeben den Hungertod befürchtet hatte, herrschte nunmehr Freude und Fröhlichkeit. Die Häuptlinge und
 70 Mediziner, welche seit mehreren Tagen sehr kleine Rationen aus dem öffentlichen Vorrat an die Gemeinde verteilt hatten, gaben nun ihre Privatvorräte preis, damit man sich sättige und dem Großen Geiste dafür danke, dass er ihnen
 75 Büffel Fleisch gesendet habe. Es begann nun ein allgemeines Schmausen, und Vorräte, die im Notfalle noch auf mehrere Wochen ausgereicht hätten, wurden fast ganz verzehrt, und die halb abgenagten Knochen und die halb geleerten
 80 Schüsseln überließ man den Hunden. Bei dieser allgemeinen Fröhlichkeit hatte man auch meiner nicht vergessen — man sandte mir mehrere große Schüsseln mit Pemmikan¹ und anderen Lebensmitteln, die ich in dieser Zeit der Not mit
 85 Dank annahm.

Nachdem die Mahlzeiten vorüber waren und die Hunde die Schüsseln ausgeleckt hatten, begannen die üblichen Spiele und Belustigungen, und überall im Dorfe herrschte Fröhlichkeit und
 90 Freude, als man plötzlich Geschrei hörte — Weiber und Kinder erstiegen sogleich die Dächer der Wigwams und richteten ihre Augen und Hände nach der Prärie, während die Krieger wütend durch das Dorf rannten, ihr
 95 Rachegeheul ausstießen und ihre tödlichen Waffen aus den Hütten holten. Zwei von den Jägern bogen um den Hügel herum nach dem Dorfe zu, ein dritter kam plötzlich aus einer tiefen Schlucht hervor, ein vierter kam über die grünen
 100 Hügel herab, und alle eilten in vollem Jagen auf das Dorf zu; bald kamen noch mehrere, und die Bewohner umringten sie unter Geschrei und Weinen. Ihr Aussehen erklärte alles, denn der eine blutete an der nackten Brust, und sein
 105 milchweißes Pferd war ganz blutrot gefärbt, ein zweiter hielt einen vom Blute rauchenden Skalp in der einen und seine Peitsche in der anderen Hand, während ein dritter Bogen und Pfeile weggeworfen hatte und sich auf die Schnelligkeit
 110 seines Pferdes verließ. Das ganze Ereignis wurde jedoch in abgebrochenen Sätzen erzählt, die Namen der Toten nach der Reihe genannt, und Weinen, Wehklagen und Murren hörte man überall in dieser glücklichen kleinen Gemeinde,
 115 die plötzlich in tiefe Trauer versetzt war.

Die mutigen Jäger, welche am Morgen voll Lust und Freude ausgezogen, waren von den Sioux umringt worden, die acht von ihnen töteten. Die Sioux, die wahrscheinlich in der Nacht das Dorf
 120 rekonosziert² und wahrgenommen hatte, dass man mit dem Büffeltanz beschäftigt sei, benutzten diesen Umstand zu folgender Kriegsliste: Am Morgen erschienen sechs oder acht von ihnen in Büffelhäuten gehüllt auf den benachbarten Hügeln,
 125 wo sie die Bewegungen der grasenden Büffel genau nachahmten und von der Wache der Mandaner als die ersehnten Büffel in dem Dorfe gemeldet wurden. Als nun die Jäger, wie es oben beschrieben worden, auszogen und den

¹ Pemmikan (indian.): indianischer Reiseproviand aus getrocknetem Fleisch und Fett

² rekonoszieren (lat.): erkunden, kundschaften

vermeintlichen Büffeln bis auf etwa eine halbe englische Meile nahe gekommen waren, verschwanden diese plötzlich hinter dem Hügel. Louis Frénié, welcher der Vorderste war, schöpfte Verdacht und machte Halt. „Sieh!“, rief ein Mandaner und deutete auf eine Schlucht zur Rechten, aus der plötzlich 40 bis 50 wütende Sioux auf schnellen Pferden hervorbrachen und auf die Jäger losstürzten, die nun schnell kehrtmachten, aber vor sich wieder einen Haufen Sioux erblickten, die von der anderen Seite des Hügels ihnen entgegenkamen! Die armen Jäger eilten nun mit der größten Anstrengung nach dem Dorfe, aber die Sioux waren zu schnell, und Pfeile und Lanzen erreichten die nackten Körper und warfen sie von ihren Pferden. Frénié und mehrere Mandaner kamen endlich im Dorfe an, aber acht Jäger wurden getötet und skalpiert.

So endeten dieser Tag und die Jagd, und noch lange währte die Trauer derjenigen, deren Herzen durch dieses unglückliche Ereignis gebrochen wurden. Dennoch brachte auch dieser Tag den Mandanern noch Glück; denn der Große Geist, unwillig über eine so schreiende Ungerechtigkeit, sandte ihnen Büffel in Menge, und alle Herzen vereinigten sich in dem Danke für seine Güte und Gerechtigkeit.

Aus dem siebenunddreißigsten Kapitel [Pferdefang]

Gewöhnlich fängt man die Pferde dadurch, dass man ihnen, während man sie im vollen Jagen verfolgt, die Schlinge des Lassos um den Hals wirft, wodurch sie zu Boden gerissen werden. Der Lasso ist ein von ungegerbtem Leder geflochtener oder gedrehter Riemen, zehn bis fünfzehn Ellen lang und an dem einen Ende mit einer Schlinge versehen. Will der Indianer ein wildes Pferd einfangen, so besteigt er den schnellsten Renner, den er erhalten kann, schlingt sich den Lasso um den Arm und sprengt in vollem Jagen unter die Herde; hat er einem wilden Pferde die Schlinge des Lassos um den Hals geworfen, so steigt er ab und läuft so schnell er nur kann, während er den Lasso allmählich und vorsichtig durch die Hand gleiten lässt, bis das Pferd, durch Mangel an Atem erschöpft, zu Boden fällt. Er nähert sich nun vorsichtig dem Kopfe des Pferdes, fesselt es an den Vorderfüßen, löst den Lasso, damit es wieder frei atmen kann, und befestigt eine Schlinge um die untere Kinnlade des Tieres, wodurch er es in seine Gewalt bekommt und es ihm unmöglich macht, sich auf den Rücken zu werfen, denn es schlägt gewaltig um sich, sobald es wieder frei zu atmen vermag, bis es, ganz mit Schaum bedeckt, sich der Macht des Menschen unterwirft und für den Rest seines Lebens dessen Sklave wird. Er legt nun vorsichtig die Hand auf die Nase und die Augen des Pferdes, bläst ihm in die Nasenlöcher, und es ist gezähmt; er nimmt ihm dann die Fesseln ab und führt oder reitet es ins Lager zurück.

Aus dem zweiundfünfzigsten Kapitel [Moralgespräch]

65 Als ich einst am oberen Missouri einen Häuptling der Sioux über ihre Regierungsweise, ihre Strafen und die an den Gefangenen verübten Martern befragte und ihm den Vorwurf der Grausamkeit machte, richtete auch er mehrere Fragen über die Bräuche der zivilisierten Völker an mich, die ich hier mitteilen will.

„Bei den weißen Männern nimmt keiner deine Frau, deine Kinder, deine Mutter, schneidet die Nase ab — sticht die Augen aus — verbrennt sie lebendig?“ — „Nein.“ — „Nun, daher schneidet ihr auch keine Nasen ab — stecht keine Augen aus — verbrennt niemanden lebendig — sehr gut!“

„Man hat mir erzählt, die weißen Männer hingen ihre Verbrecher am Halse auf und erwürgten sie gleich Hunden, und zwar vor ihrem eigenen Volke.“ — „Ja.“ — „Die weißen Männer werden ins Gefängnis gesetzt und bleiben darin einen großen Teil ihres Lebens, weil sie nicht bezahlen können!“ — Als ich auch dies bejahte, erregte dies großes Erstaunen und Gelächter selbst unter den Frauen. — „Als ich in eurem Fort Council Bluffs war, wurden von den vielen dort anwesenden Kriegern drei auf die Prärie hinausgeführt, an einen Pfahl gebunden und fast totgepeitscht, und man hat mir gesagt, dies geschehe, um etwas Geld zu erhalten.“ — „Ja.“ —

„Man hat mir erzählt, dass, wenn die weißen Frauen gebären, die weißen Medizinmänner dabeistehen — die Frauen im Lande der Indianer würden dies nimmer gestatten, sie würden sich schämen. Ich habe gesehen, dass die Weißen ihre kleinen Kinder schlagen, das ist sehr grausam. — Die weißen Medizinmänner haben mir erzählt, dass der Große Geist der weißen Männer das Kind einer weißen Frau sei; dass die weißen Männer ihn getötet haben! Der Große Geist der roten Männer hatte keine Mutter — die roten Männer töten ihn nicht, denn er stirbt nie!“ — Er richtete sodann noch eine Menge Fragen an mich über die Eingriffe der weißen Männer in das Gebiet der Indianer, über ihre beständigen Versuche, die Moralität der indianischen Frauen zu untergraben, über das Aufwühlen der Gräber, um sich der Gebeine der roten Männer zu bemächtigen. Da ich alle diese Beschuldigungen nicht in Abrede stellen konnte, so war ich überaus froh, endlich diesen ungestümen Frager loszuwerden und mich aus der Menge, die sich um uns versammelt hatte, entfernen zu können.